

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 41

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]
Autor: Heer, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 41 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

9. Oktober 1937

Hymnus an die Reise

Von Stefan Zweig

Schienen, die blauen Adern aus Eisen,
Durchrinnen die Welt, ein rauschendes Reg.
Herz, rinn mit ihnen! Raff' auf dich, zu reisen,
Im Flug nur entfliehst du Gewalt und Gesetz.

Im Flug nur entfliehst du der eigenen Schwere,
Die dir dein Wesen umschränkt und erdrückt.
Wirf dich ins Weite, wirf dich ins Leere,
Nur Ferne gewinnt dich dir selber zurück!

Sieh, bloß ein Ruck und schon rauscht es von Flügeln,
Für dich braust eine eberne Brust,
Heimat stürzt rücklings mit Hängen und Hügeln
Ein Neues, es wird dir neuseelig bewußt.

Die Grenzen zerklirren, die gläsernen Stäbe,
Sprachen, die fremden, sie eint dir der Geist
Unendlicher Einheit, da er die Schweben
Der vierzehn Völker Europas umkreist.

Und in dem Hinschwung von Ferne zu Fernen
Wächst dir die Seele, verklärt sich der Blick,
So wie die Welt im Tanz zwischen Sternen,
Schweigend ausruht in großer Musik.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

12

Da nahm Heinrich den Hut, den er auf die Seite gelegt hatte und deutete auf die Marke. „Ich habe schon gestaunt, wie ein Hut von Baden-Baden in Ihre Berge kommt.“

„Wir haben ihn dort gekauft“, versetzte sie einfach. „Ich habe keine Hut von meine fidanzato gefunden, e ho portato questo.“¹

„Sie waren also selbst in Baden-Baden?“

„Ein paar Monate“, erzählte sie. „Ich Deutsch lernen für l'Hotel, ma mi prese la nostalgia.“²

„Das Heimweh“, unterbrach sie Heinrich.

Sie nickte und fuhr fort: „War nicht nötig — l'hotel non se farà mai“³ —“

Ein Seufzer begleitete das Wort. Dabei fiel ihr Blick, wie schon wiederholt, auf die nur mit Strümpfen bedeckten Füße Heinrichs.

„Sciocca me!“⁴ lachte sie in raschem Umschlag der Stimmung, „nicht rechte Schuh bringen! — Ihre Schuh aus See ziehen!“

„Womit?“ stand die Frage auf Landsiedels Gesicht.

Sie erriet und lief an die Hürde hin. Dort hob sie eine lange, dünne Stange empor, an deren Ende ein eiserner Haken befestigt war, wie ihn die Bauern brauchen, um das Heu

auseinanderzureißen. „Ich habe mitbringen das für Ihre Schuhe und Kleider“, rief sie stolz auf ihre Findigkeit.

Auch Heinrich hatte für ihre Umsicht eine ehrliche Bewunderung. Er war schon bereit, mit der Stange an den See hinunter zu laufen; sie aber sagte: „Non c'è fretta! Mi racconti prima, perchè ha gettato le scarpe nel lago?“⁵ — warum Schuhe im See?“

Da gestand er ihr rot werdend seinen Selbstmordversuch aus Not.

„Sie molto cattivo — viel böse!“ versetzte sie mit Nachdruck und ließ die dunklen Augen vorwurfsvoll blitzen. — Nun hatte sie eine Menge Fragen für ihn. „Muß an Vater erzählen von Sie, wenn er wiederkommen morgen, aber nicht sprechen von suicidio.“⁶ Wir gehen quando fa notte ad Altanca.⁷ Leute nicht sehen Sie, nicht sehen mit abito del mio fidanzato⁸ — nicht gut!“

Sie plauderten und erzählten sich noch eine Weile.

¹ Darum habe ich diesen gebracht. — ² Aber das Heimweh hat mich gepackt. — ³ Das Hotel kommt nicht zustande. — ⁴ Törichte ich! — ⁵ Das drängt nicht. Erzählen Sie mir zunächst. — ⁶ Selbstmord. ⁷ Wenn es Nacht ist, nach Altanca. — ⁸ Kleider meines Verlobten.



Basel, Haus zum Raben, Salon Louis XV. 1763

Da rief sie plötzlich: „Ecco mio sposo!“¹ sprang empor und deutete gegen das Ende des Sees.

Freute sich Doia über die bevorstehende Ankunft Grimellis? Sie sprach nicht davon, sondern eilte mit der Hafentange an den See, und Heinrich folgte ihr hinkend. Sie versuchten Kanzen, Bündel und Schuhe mit dem äußerst geschickt gewählten Werkzeug aus der Tiefe zu haken. Den Kanzen hatten sie bald auf dem Trockenen; aber die zwischen die Waldstämme hinabgesunkenen Schuhe waren schwierig zu greifen; endlich geriet es ihnen, den einen zu heben; nun waren sie aber auch so müde von der Arbeit, daß sie eine Weile Atem holen mußten. Darauf trug Doia die geretteten Stücke hinweg und verbarg sie im Heuforb.

Als sie an den See zurückkam, flüsterte sie Landsiedel zu: „Nicht sagen, Kleider im Wasser, sagen Kleider bei Ingenieure viel zerrissen, Schuhe bei Baden von Füße in See fallen. — Mich nicht sagen Doia, mich sagen Signorina o Signorina Cesari — Carlo sempre di cattivo umore,² viel böse.“

Das sagte sie alles im Tone einer reizenden Mahnung, ließ nun Heinrich, ging ihrem Verlobten entgegen und sprach mit ihm stehend eine Weile.

Landsiedel, der am See geblieben war, hatte den Eindruck, daß ihn Doia Cesari von Herzen möge, daß ihr aber der Gedanke an seinen Selbstmordversuch und wie sie ihn in seiner Blöße entdeckt hatte, äußerst zuwider sei und sie die Hintergründe ihres Erlebnisses dringend als Geheimnis zwischen ihnen betrachtet wissen wollte.

Nun kam das Paar lebhaft italienisch plaudernd heran, und Heinrich hinkte Grimelli einige Schritte entgegen.

Es war der junge Mann mit der Napoleonsähnlichkeit, der schwarzen Stirnlocke und der einseitig aufgekrempten Hose, den er schon gestern am Bergweg von Altanca gesehen hatte.

Der Verlobte Doias, der wieder das Vogelrohr bei sich trug, grüßte mit vornehmer Läufigkeit und wartete mit kühler Neugier ab, was nun weiter geschehen würde; auch hatte Heinrich den Eindruck, es sei Grimelli unangenehm, einen Fremden in einem seiner Kleider zu sehen, und er begann in seiner Verlegenheit von Fenner zu berichten.

„Warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen?“ fragte Grimelli in etwas wärmerem Ton.

„Weil ich mich der zerrissenen Kleider schämte“, erwiderte Heinrich.

Grimelli sprach das Deutsche, wenn auch mit italienischem Klang, doch fließend, und als ihm Landsiedel darüber seine Verwunderung ausdrückte, versetzte der Tessiner etwas spöttlich: „Man braucht es hie und da — ich mag es eigentlich nicht. Es tönt ja wie ein Wagen, der über ein schlechtes Pflaster knarrt.“

Die Geringschätzung seiner Muttersprache, die er selber so hoch hielt, war für Heinrich ein heimlicher Schmerz, wie er denn die Empfindung nicht los wurde, daß ihn Grimelli als einen tief unter ihm stehenden Menschen betrachtete.

Nun, seine Lage, diejenige eines eben vom Tod Geretteten, gestattete es dem Einheimischen ja auch.

Doia versuchte den einen Schuh Heinrichs, der noch im Wasser lag, herauszuziehen; es gelang ihr auch, ihn zwischen den Stämmen hervorzuhaken; aber jedesmal, wenn sie ihn schon über den Seespiegel gehoben hatte, glitt er ihr zurück ins Wasser und entfernte sich im Sinken mehr und mehr vom Ufer, daß sie ihn mit der Stange fast nicht mehr zu erreichen vermochte.

Grimelli, der mit dem Hund Bello spielte, beobachtete ihre Hantierung ohne den Drang ihr zu helfen.

Heinrich wollte einspringen; aber da bat sie: „Carlo — sei tanto abile; aiutami un po!“¹

Mit einiger Ueberwindung ergriff er nun die Stange, und mit der spielerischen Leichtigkeit eines Anglers zog er den Schuh im Nu ans Land. Als Doia den Wiedergewonnenen ergriff und daraus ein paar Steine kollerten, flog eine leichte Rote über ihr Gesicht; Heinrich wurde bis ins Herz verlegen; aber Grimelli, der den Vorgang bemerkte, fragte nicht, wie die Steine in die Schuhe gekommen seien. Das Mädchen rief sie mit Heu aus, reichte sie Landsiedel, und nun war er wieder ein vom Kopf zum Fuß gekleideter Mann.

Die Sonne lag im Sinken. Um aufzuräumen wandte sich Doia, von den beiden Männern begleitet, nach dem Stein, auf dem noch der Rest des Essens stand.

Grimelli, der einen heimlich spöttischen Blick darüber gleiten ließ, fragte: „è permesso?“² und schenkte allen drei, die verschiedenen Gefäße dazu benutzend, Wein aus der noch halbvollen Flasche. Sie stießen mit ihren Geschirren an, und der Trunk wäre eine kleine Abendidylle gewesen; aber so leicht hin und oberflächlich wie Carlo sein Beckelchen an das Glas Landsiedels klingen ließ, lag für diesen wie Doia offenbare Unherzlichkeit, über die sie schweigend hinweggingen.

Grimelli, wohl durch das Beispiel des Schnauzers dazu gelockt, forschte im Gelände nach Vögeln; zweimal nacheinander knallte sein Rohr; er kam mit ein paar toten Wachteln zurück und wollte sie Doia schenken: „Für dich und Herrn Landsiedel ein Abendbrot!“ Sie wies aber die Vögel zurück. „Du weißt, Carlo, daß ich die Jagd nicht mag.“ Heinrich, dem die Weige-

¹ Dort mein Verlobter. — ² Fräulein Cesari. Carlo ist immer bei schlechtem Humor.

¹ Carlo, du bist so geschickt; hilf mir ein wenig. — ² Ist's erlaubt?

ring des Mädchens gefiel, erinnerte sich dabei, wie die Mutter seine Forellen aus der Oberaach nicht wollte, und fand ein Herzensband zwischen der Verstorbenen und seiner Retterin.

Sie waren zum Ausbruch bereit, und auf die Bitte Doias übernahm Grimelli etwas verdrossen, den vollen Heuforb ins Dorf hinunter zu tragen, während sie selber den kleinen Korb mit dem Eßgeschirr und den überflüssigen Schuhen an den Rücken hängte. Heinrich schleppte sich auf dem schmalen Weg zwischen den beiden und verbiß die Schmerzen in seinem wundnen Fuß, die auf dem Steilweg am Bach wieder größer wurden.

Zwischen den Verlobten kam es zu einem lebhaften Gespräch, wie Landsiedel, der nicht alles verstand, merkte, über seine Unterbringung im Dorf. Grimelli mochte es offenbar nicht, daß dieser im Hause Doias Quartier finde, und meinte, der Findling solle sich bei seiner Mutter versorgen lassen; aber Doia widerstand, er — Carlo — spreche ja das Deutsche doch nicht gern und seine Mutter verstehe davon kein Wort. Wenn aber morgen abend ihr Vater zurück sei, so habe Landsiedel eine Aussprache, und wahrscheinlich freue sich auch der Vater, wenn er sich mit einem Deutschen über seine Erinnerungen an Deutschland unterhalten könne.

Sie blieb Siegerin, und Landsiedel freute sich darüber. Unterhalb des unbewohnten Dörfchens In Valle winkten aus der Tiefe die Dächer von Altanca durch die Nacht.

Ein für den Geretteten merkwürdiges Einwandern in einen fremden Ort unter dem Schutz eines ihm ebenso fremden Menschenpaares! Dazu am späten Abend!

Es gibt doch etwas Menschliches, was uns verbindet von Volk zu Volk, was über der Sprache steht, ursprüngliche Seele unseres Geschlechtes, das Mitgefühl für den Bedürftigen!

Heinrich trat wieder in den Kreis der Menschheit, aus dem er sich hatte schließen wollen. Doch tat er es nicht mit leichtem Herzen. Seine Wunden brannten höllisch; wie eine Wunde empfand er auch, daß er mittellos war. Nur das grenzenlose Vertrauen, das er in die Sindacotochter Doia Cesari gefaßt hatte, blieb sein Trost. —

Noch am Abend wurden ihm die Geschwüre durch die herbeigerufene Mutter Grimellis, die sich auf ihre Behandlung zu verstehen schien, untersucht, gereinigt und verbunden. Als er sich am Morgen in seiner Kammer regte, wartete sie schon wieder vor der Tür, um ihn zu pflegen.

Die schwarzgekleidete Frau, der das dunkle Kopftuch einen nonnenhaften Ausdruck gab, vermied jedes Wort der Unterhaltung und ging nach der Besorgung Heinrichs mit einem leisen Gruß wie ein Schatten aus der Kammer.

Wie sehr bedurfte er ihrer Hilfe! Die wunden Stellen seiner Haut hatten sich durch den Heufstaub, der darein geraten war, entzündet; er fieberte und dachte mit Schauern daran, wie es um ihn stände, wenn er die Nacht mit bloßem Leib in der Hürde hätte verbringen müssen. Wahnsinnig wäre er geworden vor Schmerzen.

Widerwillig schlüpfte er in das Kleid Grimellis. Als er aber aus der Kammer trat, die in die Küche führte, wurde ihm auch dafür Trost zuteil. In der Nähe des Herdes saßen zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, die sein Gewand reinigten und flickten. Die Alte, die wie eine Sibylle ausah, zeigte ihm ihre Arbeit; es war die mit ungemeiner Sorgfalt zugenähte Angel am Knie, die kaum mehr zu erkennen war. Sie erzählte, daß sie noch gestern in der Nacht bestellt worden wären, die Kleider für einen gestürzten Herrn auszubessern, und lobte, mit einer liebenden Bewegung über das Tuch fahrend, die Güte des Stoffes.

Er fragte nach Fräulein Cesari, und sie deutete auf die Stubentür.



Gottlieben

Doia saß in der Morgensonne am Tisch; das dunkle Haar schimmerte in kräftigen Wellen; das vornehm geschnittene Gesicht, das Heinrich an irgend ein schönes italienisches Bild erinnerte, hielt sie in ein Buch gewendet. Sie erhob sich mit einem Lächeln und bot ihm die Hand zum guten Tag, sah aber gleich, daß es um ihn nicht gut bestellt war. Sie sprach von einem Arzt in Airolo; doch meinte er, daß die Mutter Carlos die Behandlung von Wunden genügend verstehe.

„Sie hier bleiben, bis ganz gefund!“ redete sie ihm zu.

Landsiedel erwiderte etwas verwirrt, daß er eine so große Gastfreundschaft nicht annehmen dürfe.

Der Eintritt der dralldicken ältlichen Magd Lesa, die zwei sehr scharfe Augen im Kopf hatte, unterbrach das Gespräch. Sie trug ein reichliches Frühstück auf.

Als sie wieder gegangen war, versetzte die Syndacotochter: „Biel Deutsch vergessen; ich will ausgraben wieder, ricominciar lo studio.“¹ Sie bot ihm den auf dem Tisch liegenden Band und ein grünes Heft. Jener war ein badisches Schulbuch mit einfachen Sätzen und Geschichten, dieses eine Sammlung von italienisch-deutschen Gesprächen für den Alltagsverkehr.

„Geben Sie sich meinewegen nicht zu viel Mühe mit dem Deutschen“, sagte Heinrich höflich; „ich glaube, daß ich ziemlich Italienisch verstehe, wenn mir auch oft die Wörter zum Sprechen fehlen — doch erzählen Sie, bei wem waren Sie denn in Baden-Baden?“

Sein Blick hing an einem vortrefflichen Stabstich, der das Schloß Hochbaden darstellte und mit ein paar andern, wie

¹ Ich beginne das Studium von neuem.



Amsoldingen, Kirche

Schloß Heidelberg und Straßburger Münster aus den Auswanderjahren des Herrn Cesari stammen mochte.

„Ich werde schon sagen“, erwiderte sie mit leichter Schelmerei, „aber anders hervor.“

„Vorher“, verbesserte sie Heinrich gelassen, und sie lachte: „Ja — vorher!“ und fuhr fort: „Ich frei gewesen — ich Sachen von Ihnen ausgetan — gestern — klein Buch für Bleistift kaput — Spiegel kaput — Passaporto¹ kaput.“

Obgleich die Meldung für Heinrich unerfreulich war, mußte er ein Lachen verbeißen. Ernst, wie es Doia vorbrachte, ahnte sie nicht, wie spaßhaft das Wort auf deutsche Ohren wirkte.

„Und Signor Lansidel di Tubinga haben nicht viel Geld“, versetzte sie halb schämig, halb fröhlich. Heinrich wurde rot wie ein Krebs.

„Alles.“ Sie schob ihm den kleinen Betrag hin. „Und vorsellino² nicht gefunden; aber Bote von Post bringen, porterà altro da Airolo.“³

Verlegen erzählte ihr Landsiedel von dem Diebstahl in Chur und unter welch traurigen Umständen er an den Ritomfee geraten sei.

Es war ihm eine Herzenserquickung, als sie ihm gläubig zuhörte, dann und wann für sich sein Deutsch ins Italienische übersetzte und zum Schluß sinnend sagte: „Gli uomini son cattivi, ma il Signor Lansidel brav, mehr brav als Carlo — molto piu degli altri.“⁴

Sie erhob sich, verließ die Stube, kam aber gleich wieder, ein Perlmutterbeutelchen in der Hand. „Ich noch Geld haben

von Baden. Vater nicht weiß.“ Sie legte aus den glänzenden Schalen drei Zwanzigfrankenstücke, zwei goldene Zehner und etwas Silber auf den Tisch hin. „Ich noch genug Geld.“ Sie zeigte ihm, daß in dem Täschchen noch ein Zehnfrankenstück steckte. „Vater nicht sagen; er denken, Ihr selberes Geld — Notwendig! — Vater nicht mag, wer hat nicht Geld.“

Heinrich hatte sich auf einen Stuhl fallen lassen. Von dem Vertrauen und der Güte des fremden Mädchens erschüttert, hielt er den Kopf weit vorgebeugt. Er sprach nicht; er rührte das Geld nicht an.

Da nahm sie es und schob es ihm in die halbgeschlossene Hand. „Wenn gut geht, Signor Lansidel me lo renderà¹ — halten, so lang will“, erleichterte sie ihm die Annahme mit bitenden Worten.

Da schloß er die zitternde Hand über den Goldstücken, stand auf, wollte ihr in die ruhig strahlenden Augen blicken, konnte es aber nicht. Vor innerer Bewegung über seine Erlösung aus bitterer Not wandte er sich zum Fenster. Eine dicke, klare Träne rollte ihm die Wange hinab; aus seiner Brust entrang sich ein Schluchzer.

Plötzlich spürte er ihre weiche Hand in der seinen. „Nicht weinen, Herr Lansidel“, bat sie und ließ ihm die Hand. So saßen sie nebeneinander eine Weile stumm ins Gotthardtal hinab.

Da fand Heinrich das Wort: „Mögen Sie mit Herrn Grimelli ein wunderbar glückliches Weib werden!“

„Giammai!“² stieß sie mit inbrünstiger Stimme hervor und zuckte zusammen; erst nach einer Weile setzte sie hinzu: „Er geht auch mit andern.“

Das Leid rollte durch ihre tiefe Stimme.

Heinrich war es, ein Abgrund von Schmerzen öffnete sich ihm — dieses vornehme Mädchen nicht glücklich!

„Non parliamo di Carlo“,³ sagte sie einfach und fragte: „Haben Sie in Deutschland ein Fräulein lieb?“

„Es war“, erwiderte Heinrich gedankenvoll. „Sie ging mit einem andern. Darum bin ich hinaus in die Welt gewandert.“

Sie spürten aber wohl beide, daß sie in eine verfängliche Unterhaltung hineingeraten seien; leise entzog ihm Doia die Hand, ging, nahm ein Bild von der Wand und brachte es ihm.

„Das ist ein deutsche Frau, die mein Vater hat geliebt.“

Die etwas verblaßte Photographie wies ein junges, schönes Weib mit blonden Haaren, dem offenen Gesicht der Alemannin, und das eines ebenso hübschen, etwa zweijährigen Kindes auf ihrem Schoß.

„Le racconterò della Signora, ma in italiano“,⁴ versetzte Doia, „sagen, wie verstehen Sie.“

Sie sprach langsam, sehr deutlich, und der Versuch gelang für beide Teile befriedigend. „Als der jetzige Syndaco von Altanca ein achtzehnjähriger Steinmehlehrjunge war, arbeitete er unter der Obhut eines Onkels, eines vortrefflichen, doch jähzornigen Mannes in Bern. Eines Tages gab der Alte dem Neffen eine unverdiente Ohrfeige, und Cesari lief ihm davon. Da er gehört hatte, daß in Baden-Baden ein Baumeister Ettlinger sei, der tüchtigen Arbeitern hohe Löhne bezahle, wandte er sich über Basel ins deutsche Land hinein; zu Fuß, die Eisenbahn war ihm zu teuer. Ehe er aber sein Ziel erreichte, hatte er die Füße geschwollen und mit Blasen bedeckt. So schleppte er sich an einem heißen Sommerabend durch das Städtchen Bühler und ein Stück darüber hinaus.

Auf der Bank vor einem Bauernhaus saßen Mutter und Tochter und hielten Feierabend. Das Mädchen rief: „Sieh dort

¹ Reisepaß. — ² Geldtäschchen. — ³ Bringt ein anderes von Airolo. — ⁴ Die Menschen sind schlecht. Herr Landsiedel ist besser als andere — als Carlo.

¹ Zurückgeben. — ² Niemals. — ³ Sprechen wir nicht von Carlo. — ⁴ Ich werde Ihnen von der Frau erzählen, aber in Italienisch.

den fremden Jungen, wie schlecht er geht!“ Als er schon etliche Schritte vorüber gewandert war, winkte ihm die Bäuerin zurück: „Zeig mir deine Füße, Bursche, da setz dich auf die Bank!“ Er wollte die Schuhe selber ausziehen; aber das Mädchen kniete vor ihm nieder und löste sie sorgfältig. „Du kannst heute mit deinem bösen Gehwert nicht weiter, Junge“, versetzte die Mutter und wandte sich an das Luisle: „Lege Kamillen in heißes Wasser und bringe eine Gelta halbvoll heraus.“ Die Tochter wusch ihm die Füße, salbte seine Wunden mit Lilienöl und band sie mit Linnen ein. Und die guten Leute hielten ihn über Nacht.

Er kam wirklich im Baugeschäft Ettlinger in Baden-Baden unter, und als er im Spätherbst in die Heimat kehrte, war es mit der freundlichen Einladung seines Herrn, im Frühling wieder Arbeit bei ihm zu nehmen. So kam's. Am Feierabend aber dachte der schwarzhaarige, flinke Tessiner an das blonde, dienstfertige Mädchen, und als er das zweite Mal gegen den Winter hin wieder die Heimreise antrat, stieg er in Bühler aus der Bahn, um die Bauersleute zu besuchen und die Hand der Tochter zu erbitten.

Fortsetzung folgt.

* * *

Städte, an denen man vorübergeht

Zu keiner Zeit ist soviel gereist worden wie heutzutage, aber, muß man gleich anschließen, — zu keiner Zeit ist auch so ohne jeden tieferen Sinn gereist worden wie heute!

Die Fortschritte unserer Technik machen das Reisen bequemer denn bequem. Was sind heute hundert Kilometer, was tausend? Ein Ozean, einst trennendes Meer, ist heute eine Län-derbrücke. Eisenbahn, Auto, Flugzeug, Dampfer sind die Mittler und die Menschen vertrauen sich ihnen an.

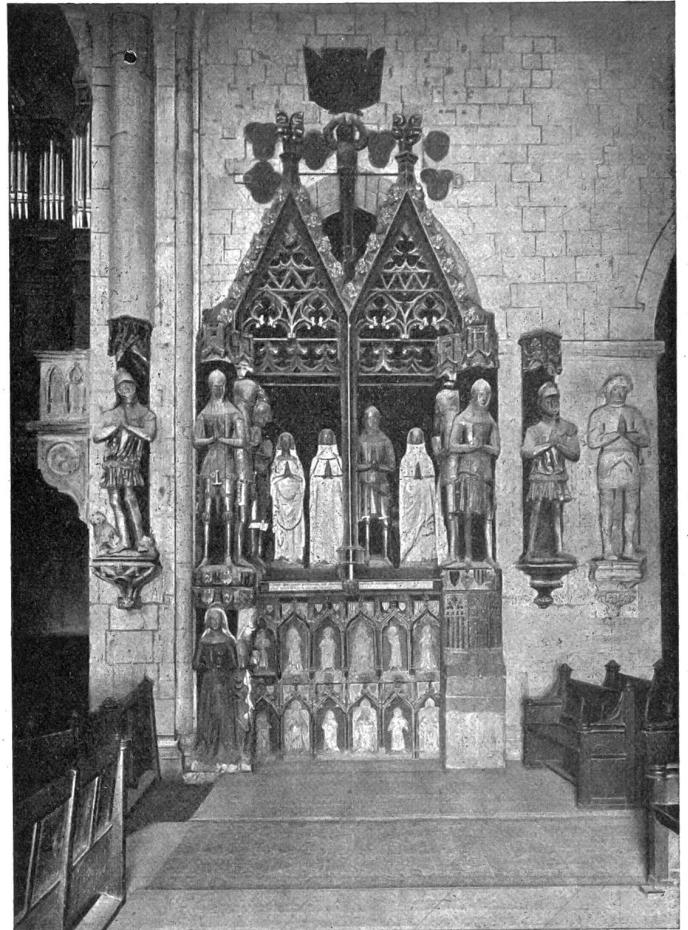
Und doch müssen wir das richtige Reisen noch lernen. Wir müssen wieder begreifen, was eine Reise eigentlich sein soll. Einen neuen, einen anderen Menschen soll sie aus uns machen. Wir sollen nicht nur körperlich erholt wiederkommen, auch seelisch sollen wir gewandelt und ein Stück uns selbst nähergekommen sein.

Das ist der Sinn des Reisens, und in dieser Weise ist man früher auch gereist. Heute aber glauben viele, erst die Zahl der Kilometer gebe der Reise Bedeutung. Nicht weit genug kann es gehen, und doch würde mancher bei einem Streifzug durch Städte und Dörfer der engeren Heimat viel mehr davontragen, als in jenen Welten mit fremden Sitten und Gebräuchen, die ihm fernstehen, und die sich ihm nie ganz erschließen werden.

„Autarkie“ — gerade im Reisen sollen wir sie üben. Es kommt nicht auf die Zahl der berührten Länder an, auch die Kilometer machen es nicht, wen so etwas reizt, der ist törichter Refordsucht verfallen. Das Erleben, die innere Bereicherung ist einzig Sinn und Zweck einer Reise!

Und zu diesem Reise-Erleben haben wir nun einen wunderbaren Führer erhalten, der von Hans Jenny mustergetreu zusammengestellt ist und uns einmal das künstlerische Moment der Heimat näher bringt. Dieser, bei Fritz Lindner in Rüschnacht bei Zürich verlegte Kunstführer durch die Schweiz, führt uns durch unsere Heimat mit ihren Ueberlieferungen und den zahlreichen erhaltenen Zeugnissen von Größe und Eigenart vergangener Zeiten. Wer darin zu lesen versteht und auch die sauberen Bilder darin sich ansieht — Bilder, von denen wir in der „Bernern Woche“ einige zum Abdruck bringen — dem werden die Burgen und Kirchen des Mittelalters, Kirchen und Schlösser des Barocks oder was es sonst sei, zu lebendigen Symbolen von Schweizer-Art, von schweizerischem Schaffen und Werken, das immer ein Dienen war, gläubige Hingabe an Tiefes und Lektes.

Im Innersten muß man sich angesprochen fühlen, das Herz muß sich ergriffen weiten vor schweizerischem Tun von einst



Neuenburg, Stiftskirche. Kenotaph der Grafen von Neuenburg

und jetzt, vor dem Land, in dem es ward, und den Menschen, die es schufen . . .

Wer mit solchem Erleben von einer Schweizer-Reise heimkehrt, der wird nicht, wie so mancher Welt- und Refordreisende, einzig die Strapazen fühlen, der wird vielmehr gestärkt, erholt und erhoben in seinen Alltag zurückkehren. W. Sch.

* * *

Was man im Theater hört und — nicht hört

Plauderei von W. de Beaumont

Nun wird auch der Berner Musentempel wieder seine Pforten öffnen und während einigen Monden einem kunstliebenden Publikum aus Vollem Schönheit, Erleben und neue künstlerische Eindrücke bieten. Daß aber auch im Theater nicht alles „gereimt“ ist, soll diese kleine Plauderei beweisen.

Wohl nichts im Bereiche der Künste ist in so hohem Maße von innern und äußern Umständen abhängig, wie eine Theater-vorstellung. Eine einzige kleine Störung kann den Schauspieler aus der Fassung bringen und dem Publikum den Genuß verderben. Auf beiden Seiten kommt die augenblickliche Stimmung sehr erheblich in Betracht. So manche an sich nicht schlechte Komödie ist an temperamentloser Darstellung bei der Premiere gescheitert. Andererseits hat schon so manches minderwertige Stück unerwarteten Erfolg beim Publikum gefunden, weil dieses sich in sogenannter guter Laune befand. Wodurch sie entstanden, läßt sich nicht immer erkennen.

Wohlvollende Stimmung des Publikums verringert selbstverständlich von vornherein die Gefahren, die einer Aufführung von allen Seiten drohen. Es ist mit dem Hören im Theater eine eigene Sache. Wir denken da nicht an eine bessere oder